



**Andrej
Kurkow**
Graue Bienen

Roman · Diogenes

»Bleib hier, ja! Hat es dich denn auch getroffen?«

»Die Fensterscheiben«, seufzte Paschka. »Alle! Ich hatte Glück, ein Splitter ist mir am Gesicht vorbeigeflogen und im Büfett steckengeblieben. Ich saß gerade beim Abendessen, Kartoffelbrei mit Speck.«

Paschka verstummte plötzlich und warf Sergejtsch einen vorsichtigen Blick zu. Der begriff den Grund dieser Pause, denn sein Gast hatte soeben ausgeplaudert, dass mit dem Essen bei ihm alles in Ordnung war. Dabei hatte er sich vor kurzem erst beklagt, dass er nichts zu essen hatte! In Gedanken lächelte Sergejtsch. Sein Kindheitsfeind tat ihm jetzt aber trotzdem leid, mit einem kalten Haus und draußen zwölf Grad minus! Wenn das Haus vierundzwanzig Stunden ohne Fenster blieb, musste man es hinterher drei Tage lang aufheizen.

»Gut.« Er nickte. »Du schläfst hier, aber Scheiben müssen trotzdem eingesetzt werden, sonst ziehst du noch ganz hier ein!«

»Wo nehme ich die jetzt her?«, fragte Paschka verwundert.

»Du bist wahrlich kein heller Kopf«, sagte Sergejtsch gutmütig. »Bist zu faul zum Denken! Wenn bei einem Menschen das Herz versagt, dann begräbt man ihn entweder oder sucht schnell einen Spender! Hast du denn nie Zeitungen gelesen?«

»Wieso sagst du das?« In der Stimme seines Gastes schwang Misstrauen. »Was für einen Spender?«

»Also, das Werkzeug habe ich«, überlegte Sergejtsch jetzt laut. »Komm, wir denken nach, welches Haus noch heil ist, aber keine Besitzer mehr hat.«

Paschka freute sich, dass er Sergejtschs Gedanken begriff.

»Klawa Schiwotkina! Sie ist doch noch vor dem Krieg gestorben!«, erinnerte er sich, und im selben Moment erlosch der Enthusiasmus in seinen Augen. »Aber ihr Haus ist alt, die Fenster sind klein. Wir brauchen größere! Vielleicht das Haus von Arsamjan?«

»Ist er denn tot?«, stutzte Sergejtsch.

»Weiß ich nicht.« Paschka zögerte verlegen. »Er ist weggezogen, das ist sicher. Anscheinend nach Rostow! Er ist doch kein Russe, und auch kein Ukrainer! Er ist Armenier!«

»Na und? Er hat hier gelebt, also gehört er zu uns! Überleg weiter! Wie soll ich ihm sonst in die Augen sehen, wenn er zurückkommt?«

»Dann die Serows!« Paschka freute sich. »Sicher! Sie wurden doch von einer Granate getötet! Alle, mit den Kindern!«

»Ja.« Sergejtsch nickte, wurde finster, seufzte schwer. Er erinnerte sich daran, wie die Serows als Erste aus dem Dorf geflohen waren, sie hatten nicht einmal das Ende des Beschusses abgewartet. Und auf der Abreise, schon außerhalb des Dorfes, hatte eine Granate sie erwischt. Sie war direkt auf ihren Wolga gefallen. Der Wolga lag dort noch immer umgekippt auf dem Feldweg hinter dem Dorf.

»Gut.« Sergejtsch sah seinen Gast an. »Wir trinken den Tee aus und gehen! Ich glaube, bis zum Abend schaffen wir es. Mein Glasschneider ist gut.«

Paschkas Dankbarkeit für die eingesetzten Fensterscheiben und die eine in Sergejitschs Haus verbrachte Nacht hatte ihre Grenzen. Er überließ ihm sein Fernglas noch für eine Weile. Aber von dem Speck, den er versehentlich erwähnt hatte, als er Hilfe suchte, bot er Sergejitsch nichts an. Nicht ein Stückchen. Sergejitsch sehnte sich nach Speck. Nicht furchtbar natürlich, und hätte Paschka die Kartoffeln mit Speck nicht erwähnt, hätte er auch gar nicht daran gedacht. Aber in kalter Kriegszeit, beim Licht von Kirchenkerzen und ohne Strom, weckte jede Erwähnung früherer kleiner Freuden Sehnsucht und Begierde. Wenn Paschka statt des Specks eine Plötze oder irgendeinen anderen Dörrfisch erwähnt hätte, würde Sergejitsch sich jetzt mit Gedanken über Fisch plagen, genauer, über den Mangel an Fisch. Mangel herrschte in Sergejitschs Haus an fast allem und ständig. Endlos hätte man all das aufzählen können, was um ihn herum und im Keller fehlte. Das Vorhandene hingegen war schnell benannt: Honig, Wodka, verschiedene selbst angesetzte Schnäpse, Arzneien aus Pollen und anderen Bienenschätzen. Irgendwo war noch eine Flasche Kognak »Oktjabrski« versteckt, Sergejitsch wusste nur nicht mehr, wo. Er hatte sie auch schon ein paarmal gesucht, aber nicht gefunden. Wäre er so geschwätzig wie Paschka gewesen, dann hätte er schon längst alle Vorräte mit seinem Kindheitsfeind teilen müssen. In Gedanken wollte er ihn ja gar nicht mehr als »Feind« sehen. Mit jedem neuen Treffen, selbst wenn sie sich stritten, erschien Paschka ihm immer näher und verständlicher. Sie waren jetzt in mancher Hinsicht Brüder, wenn auch, Gott sei Dank, keine echten!

Es klopfte leise an der Tür.

»Oh! Man braucht ihm nur zu helfen, schon ist er auch höflicher«, dachte Sergejitsch lächelnd.

Er nahm die brennende Kerze vom Tisch und ging hinaus in den Flur.

Er stieß die Tür auf und sah dahinter abendliche Dunkelheit und eine Gestalt, die nicht das Gesicht von Paschka hatte. Es war jünger, mit angespannten Augen, in denen sich die Flamme der Kerze spiegelte.

Das kam so unerwartet, dass Sergejitsch erstarrte. Gleichzeitig erkannte er, dass der Unbekannte, dem er die Tür geöffnet hatte, im Kampfanzug war und über seiner Schulter eine Kalaschnikow mit dem kurzen Lauf nach unten hing.

»Entschuldigen Sie, dass ich so spät ... und ohne Vorwarnung«, sagte der Unbekannte verlegen.

Sergejitsch begriff, dass er wohl kaum gekommen war, um ihn zu erschießen oder auszurauben. Wieso hätte er sich sonst entschuldigt! Er holte tief Luft und streckte die linke Hand mit der Kerze etwas näher zu dem ungebetenen Gast. Er sah, dass der noch ganz jung war, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Jahre alt vielleicht.

»Darf ich reinkommen?«, fragte der Unbekannte.

»Wenn du dir die Schuhe ausziehst und das Eisen im Flur lässt!«, sagte Sergejtsch gespielt streng, obwohl er spürte, dass seine Stimme gleich vor Furcht zittern würde. Er hatte einem Soldaten sozusagen befohlen, die Waffe abzugeben!

»Die Schuhe kann ich ausziehen«, sagte der junge Mann im Kampfanzug. »Die Waffe ablegen darf ich nicht.«

»Gut, dann eben so.« Sergejtsch atmete erleichtert auf.

Er schloss die Tür hinter seinem Besucher und legte den eisernen Riegel und den Haken vor. Er warf einen Blick auf die hohen Stiefel, die jetzt an der Wand standen.

Im Zimmer lud er den Unbekannten ein, sich an den Tisch zu setzen.

»Vielleicht einen Wodka?«, fragte er aus Höflichkeit und schimpfte sich gleich im Stillen für die unnötige Gastfreundlichkeit.

»Nein danke!« Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Einen Tee würde ich nehmen!«

»Gleich gibt's Tee.« Sergejtsch nickte.

Ihm schien, als wäre eine Kerze nicht ausreichend für zwei Personen am Tisch. Er holte noch zwei dazu und zündete sie an, verdreifachte sozusagen die Beleuchtung.

»Gleich gibt's Tee«, wiederholte er und sah dem Unbekannten aufmerksam ins Gesicht, prüfte, ob er beim Licht der einen Kerze in dessen Gesicht nichts übersehen hatte. »Wie heißt du?«

»Ich bin Petro«, sagte der junge Mann.

»Und woher kommst du?«

»Aus Chmelnyzkyj.«

»Hmm«, machte Sergejtsch, als hätte er etwas Wichtiges verstanden. »Von der ukrainischen Armee also?«

Der Junge nickte.

»Artillerie?«, fragte Sergejtsch vorsichtig.

Petro schüttelte den Kopf. »Und wie heißen Sie?«, fragte er.

»Sergej Sergejtsch, oder einfach Sergejtsch. Du heißt wahrscheinlich auch Pjotr, nicht Petro?«

»Nein, Petro! So steht es in meinem Pass.«

»Ich heiße im Pass Serhij Serhijowitsch und im Leben Sergej Sergejtsch. Was für ein Unterschied!« Sein Pass sprach ukrainisch, während seine, Sergejtschs, Sprache Russisch war.

»Sie sind wahrscheinlich mit Ihrem Pass nicht einverstanden?«, vermutete Petro.

»Mit dem Pass bin ich einverstanden, nur nicht damit, wie ich darin heiße!«

»Ich bin sowohl mit dem Pass einverstanden als auch damit, wie ich darin heiße«, sagte der Gast lächelnd. Er lächelte heiter, geradezu entwaffnend. Obwohl die Kalaschnikow jetzt über der Stuhllehne hing.

»Vielleicht bist du eben deshalb einverstanden, weil bei dir der Name im Pass und im Leben derselbe ist!«, sagte Sergejtsch nachdenklich. »Wäre es bei mir so, würde ich auch nicht auf den Pass schimpfen. Also, warum bist du denn zu mir gekommen, Petro? Brauchst du vielleicht etwas?«

»Ja.« Der junge Mann nickte. »Ich wollte Sie kennenlernen. Ich sehe Sie doch schon

über ein Jahr, aber Ihren Namen kenne ich nicht!«

»Wo siehst du mich?«, fragte Sergejtsch erstaunt.

»Im Fernglas.« Der junge Mann stockte. »Ich soll das Dorf beobachten. Ich wäre schon früher gekommen, aber tagsüber ist es gefährlich, und im Dunkeln ist es im Prinzip auch verboten, aber es ist weniger gefährlich.«

»Was für eine Gefahr geht denn am Tag von uns aus?«, fragte Sergejtsch verwundert.

»Von Ihnen persönlich keine, aber von den Scharfschützen, die uns die Nerven und das Leben kosten. Vor drei Tagen haben sie zum letzten Mal geschossen, von der Kirche aus!«

»Aber hier kommt doch niemand her!«, erklärte Sergejtsch überzeugt. »Ich hätte die Spuren gesehen! Ich sitze doch nicht bloß im Haus!«

»Vier Tote in einem Jahr und drei Verwundete«, sagte Petro ruhig. Er kratzte sich hinterm Ohr. Dann legte er etwas linkisch seine grüne, wollene Sturmmitze auf den Tisch.

Der Tee war fertig, und Sergejtsch schenkte dem unverhofften Gast und sich selbst ein.

»Wie sieht es denn bei euch dort aus, in der Ukraine?«, fragte er. »Haben alle genug Speck?«

»Ja.« Der junge Mann musste lächeln. »Ich bekomme hin und wieder auch welchen ab. Freiwillige bringen ihn. Und im Land ist alles wie immer! Es wird gestohlen, es werden Straßen und Städte umbenannt. Aber nach dem Krieg soll es besser werden! Dann reisen wir ohne Genehmigung ins Ausland.«

»Ja, die, die dann noch am Leben sind.« Sergejtsch hatte das Gesicht verzogen, fing sich aber sofort wieder. Es hatte so geklungen, als würde er irgendjemandem den Tod wünschen! Er beschloss, das Thema zu wechseln. »Was benennen sie denn um?«

»Sind Sie denn nicht auf dem Laufenden?« Petro machte große Augen und lächelte, so dass man seine kräftigen Zähne sah. »Ach ja! Sie haben keinen Strom! Also können Sie nicht fernsehen!«

»Strom gibt es seit langem keinen, das stimmt«, bestätigte Sergejtsch traurig. »Vielleicht wird das mal in Ordnung gebracht?«

»Zurzeit wohl kaum. Es ist gefährlich. Und für Sie ist es doch besser, nicht fernzusehen, Sie schonen Ihre Nerven!«

»Ich habe eiserne Nerven, die kann man nicht ruinieren!«, prahlte Sergejtsch. »Ich habe als Inspektor für Arbeitssicherheit in den Gruben gearbeitet! Weißt du, was das bedeutet?«

Im Blick des jungen Mannes erschien Respekt.

»Und du, mit was hast du dich beschäftigt?«, erkundigte sich Sergejtsch.

»Mit Tourismus. Ich wollte auf die Krim übersiedeln, ein kleines Hotel bauen.«

»Damit bist du zu spät dran!« Sergejtsch winkte ab. »Ich bin nie auf der Krim gewesen. Dabei wollte ich immer ans Meer, am Strand in der Sonne liegen ... Ich habe dort einen Bekannten, wir haben uns auf einem Bienenzüchterkongress kennengelernt. Ein Tatare, Achtem Mustafajew. Auch ein Bienenzüchter. Er hat mich eingeladen, aber bisher hat es nicht geklappt ...«

»Irgendwann klappt es noch!«, versuchte der junge Mann, Sergejitsch zu trösten.

»Vielleicht«, stimmte der zu. Plötzlich verdüsterte sich sein Blick, ihm war etwas Unerfreuliches eingefallen. »Wieso holt ihr denn den Toten nicht vom Feld? Er ist doch ganz in eurer Nähe.«

»Welchen? Den im Kampfanzug?« Petro war angespannt.

»Ja! Vielleicht hat ihn schon der Schnee zugedeckt. Ich habe gestern nicht geschaut.«

»Nein.« Der junge Mann seufzte. »Der Wind hat den Schnee fortgeweht. Das ist keiner von uns. Und Leute hinzuschicken, um ihn zu holen, ist gefährlich. Dort auf dem Feld unter dem Schnee sind Stolperdrahtminen, und auch die Leiche selbst kann vermint sein. Sollen die Separos ihn holen! Der gehört zu ihnen.«

»Sie kommen ihn holen, und ihr beschießt sie aus Maschinengewehren?«, fragte Sergejitsch sarkastisch.

»Wenn sie ohne Waffen und mit weißer Fahne kommen, dann können sie ihn holen!«

»Ach so ist das. Aber sie sagen ja, dass das nicht ihr Kämpfer ist!«, bemerkte Sergejitsch und bereute das Gesagte sofort.

»Wann haben Sie denn mit denen geredet?« Petro runzelte die Stirn, und sein Blick wurde kalt und feindselig.

»Nicht ich, das war Paschka, mein Nachbar aus der Schewtschenko! Sie sind zu ihm gekommen, da hat er gefragt.«

»Hmm«, brummte der junge Mann, als würde er daraus seine Schlüsse ziehen. »Wenn er weder zu ihnen noch zu uns gehört, dann ist er also von der ›dritten Kraft!«

»Was ist denn das für eine ›dritte Kraft?«, erkundigte sich Sergejitsch.

»Niemand weiß das! Bei uns heißt es, da kämpft jemand anonym auf unserer Seite gegen sie. Und bei ihnen sagen sie das Gegenteil – dass jemand auf ihrer Seite gegen uns kämpft. Vielleicht irgendein Spezialkommando, das gegen uns und gegen sie ist. Deshalb freuen sie sich bei uns, wenn von ihnen einer draufgeht, und bei ihnen wird gefeiert, wenn in unserem Rücken plötzlich jemand mit dem Granatwerfer unsere eigenen Schützenpanzer beschießt ...«

»Vielleicht nimmst du etwas Honig mit?«, bot Sergejitsch dem Soldaten an.

»Ich gehe ja noch nicht.« Petro lächelte angespannt. »Honig brauche ich nicht. Höchstens hier, zum Tee.«

»Ja, ja, natürlich!« Sergejitsch wurde geschäftig, beugte sich schnell hinunter und hob ein Literglas vom Boden hoch.

Erneut trat Schweigen ein, aber Sergejitsch wollte es nicht mehr brechen. Nach ein paar Minuten fragte er dann allerdings doch wieder nach der Straßenumbenennung.

»Wie nennen sie sie denn jetzt?«, fragte er fast flüsternd.

»Na, wenn es vorher Marx oder Engels war, dann jetzt nach Bandera oder irgendeinem Schriftsteller«, sagte der Soldat.

»Schriftsteller sind besser«, bemerkte Sergejitsch. »Wir sitzen hier übrigens in der Leninstraße.«

»Wenn der Krieg vorbei ist, wird sie ganz sicher umbenannt«, erklärte der junge Mann fest.

»Und wenn ich den neuen Namen selbst aussuchen möchte?«